

CITY OF
LITERATURE
HEIDELBERG

HILDE-DOMIN-PREIS

FÜR LITERATUR

IM EXIL 2023

AN

BACHTYAR ALI



unesco

Member of
the Creative Cities Network

 **Heidelberg**

Der mit 15.000 Euro dotierte Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil 2023 der Stadt Heidelberg geht an den 1966 in der Autonomen Region Kurdistan im Irak geborenen Autor Bachtyar Ali. Die Auszeichnung wird alle drei Jahre an Schriftstellerinnen und Schriftsteller vergeben, die im Exil in Deutschland leben oder als Nachkommen mit diesem Thema in Berührung kamen, sich literarisch damit auseinandersetzten und in deutscher Sprache publizieren.

DIE JURY

Prof. Dr. Doerte Bischoff, Professorin für Neuere deutsche Literatur und Leiterin der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur an der Universität Hamburg

Gregor Dotzauer, Literaturkritiker, Essayist und Kulturredakteur; seit 1999 Literaturredakteur bei „Der Tagespiegel“ (Berlin)

Marie Luise Knott, Publizistin, Übersetzerin, Kritikerin, Herausgeberin u.a. von Hannah-Arendt-Schriften

Prof. Dr. Kerstin Schoor, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin; Inhaberin der Axel Springer-Stiftungsprofessur für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Exil und Migration an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder)

Cornelia Zetzsche, Literaturkritikerin, Kuratorin und Kulturjournalistin

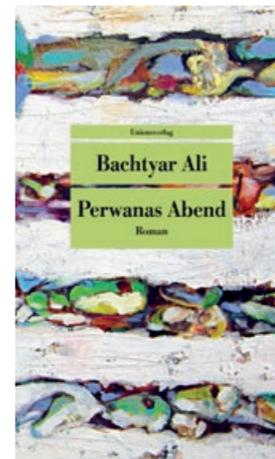
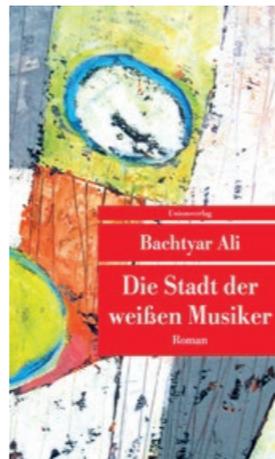
In der Begründung der Jury heißt es:

„In einer Welt der Krisen und Kriege setzt Bachtyar Ali mit seiner Literatur Zeichen der Humanität. Sein Werk und seine Biographie sind geprägt vom Krieg im irakischen Kurdistan. Als sprachmächtiger, fabelhafter Erzähler verwandelt er die Gewalt und das tausendfache Morden in politische Parabeln, in bildstarke Märchen, in Weltliteratur voller Magie, ohne das Grauen des Krieges zu verharmlosen oder gar zu verschweigen. Seine Romane sind ein Epitaph für die Opfer, eine große Erzählung von Freundschaft, Verrat und Leid, von der Suche nach Wahrheit, Aussöhnung ohne Vergeltung und vom Überleben mit und durch Geschichten. Im Flüchtlingsboot Richtung Europa erzählt der Romanheld Muzafari seine Geschichten immer wieder, auf hoher See, hinaus ins Offene, Ungewisse, ins Unvorstellbare.“

Der Preis *Literatur im Exil* wurde erstmals 1992 von der Stadt in Würdigung der Ehrenbürgerin und ersten Preisträgerin Hilde Domin gestiftet. Seitdem wird die Auszeichnung alle drei Jahre an Schriftstellerinnen und Schriftsteller vergeben, die selbst im Exil oder als Nachfahren von Exilanten in Deutschland leben bzw. lebten und in deutscher Sprache publizieren. Bei ins Deutsche übersetzten Werken kann der Übersetzer oder die Übersetzerin nach Ermessen der Jury bis zu einem Drittel am Preis beteiligt werden. Zu Ehren Hilde Domins wurde der Preis nach ihrem Tod im Februar 2006 in *Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil* umbenannt.

Der Preis wird am 12. März 2024 durch Bürgermeisterin Martina Pfister überreicht. Die Laudatio hält der Übersetzer und Schriftsteller Stefan Weidner.

Cover von Buchtiteln der Werke Bachtyar Alis



Cover © Unionsverlag



Über Jahrhunderte hinweg inspiriert die Stadt Heidelberg – seit 2014 zudem eine UNESCO City of Literature – nunmehr Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Auch Hilde Domin, 1909 als Tochter eines jüdischen Anwalts in Köln geboren, war hier zu Hause: Anfang der 30er Jahre hatte es sie zum Studium nach Heidelberg gezogen. Doch die Machtergreifung der Nationalsozialisten bereitete ihrem Aufenthalt in Deutschland ein Ende. Gemeinsam mit ihrem Mann Erwin Walter Palm, den sie in Heidelberg kennengelernt hatte, ging sie ins Exil: erst nach Italien, dann über Großbritannien in die Dominikanische Republik. 1954 kehrten beide zurück nach Deutschland; Domin fing an zu schreiben. Ab 1960 lebte die Lyrikerin wieder dauerhaft in Heidelberg, beschrieb sich aber fortan als eine Person, die zwar viel von der Welt kenne, aber wenig Boden unter den Füßen hätte. 2004 wurde sie von der Stadt Heidelberg anlässlich ihres 95. Geburtstages zur Ehrenbürgerin der Stadt ernannt. Bereits 1992 hatte der Gemeinderat der Stadt Heidelberg ihr zu Ehren die Stiftung des Preises *Literatur im Exil* beschlossen, der nach ihrem Tod im Februar 2006 in *Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil* umbenannt wurde.

Mit dem Preis wird alle drei Jahre die schriftstellerische Leistung einer Autorin oder eines Autors gewürdigt. Die für den Preis Nominierten leben oder lebten selbst im Exil oder widmen sich dem Thema als Nachfahren von Exilanten in auf Deutsch veröffentlichten Werken. Sie haben ihre Heimat als politisch Verfolgte verlassen oder weil dort ein Leben als Literat, als Literatin – und das meint nicht zuletzt auch die Ausübung des freien Wortes – alles andere als selbstverständlich ist.

Hilde Domin war die erste Preisträgerin. Auch die ihr folgenden Preisträger und Preisträgerinnen fanden dauerhaft oder zeitweise in Deutschland – und manchmal auch in der deutschen Sprache – eine Heimat: SAID, Boris Chasanow, Stevan Tontic, Hamid Skif, Sherko Fatah, Oleg Jurjew, Abbas Khider, Edgar Hilsenrath sowie zuletzt 2019 Natascha Wodin.

Ich freue mich sehr über die Entscheidung der Jury, den Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil 2023 dem Schriftsteller Bachtayar Ali zuzusprechen, einem der bekanntesten zeitgenössischen Schriftsteller und Lyriker des autonomen irakischen Kurdistan. Seit Mitte der 90er Jahre lebt er im Exil in Deutschland. Dort hat er ein Werk erschaffen,

das den märchenhaften Erzähltraditionen seiner Heimat weiterhin verbunden ist – und doch parabelhaft von Verfolgung, Flucht und Exil erzählt.

Mein Dank gilt den Mitgliedern der 2023 neu und exzellent besetzten unabhängigen Jury, die eine hervorragende Wahl getroffen hat: Prof. Dr. Doerte Bischoff, Gregor Dotzauer, Marie Luise Knott, Prof. Dr. Kerstin Schoor und Cornelia Zetzsche.

Bachtayar Ali gratuliere ich für sein so eigenwilliges wie engagiertes Werk, das ihn zu einer bedeutenden und zugleich unverkennbaren literarischen Stimme auch in Deutschland macht. Gedankt sei auch seinen Übersetzerinnen und Übersetzern, die seine Bücher in deutscher Sprache für uns zugänglich machen. Ich wünsche diesem Werk weiterhin intensive Rezeption sowie viele zukünftige Leserinnen und Leser.

Prof. Dr. Eckart Würzner
Oberbürgermeister

Herr Ali, Sie kommen aus der Autonomen Region Kurdistan im Irak und leben seit Mitte der 1990er Jahre in Deutschland. Vier Ihrer Romane sind ins Deutsche übersetzt, ebenso wie Ihr letztes Buch – ein Essayband. In diesem Jahr erhalten Sie den Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil. Welches Verhältnis haben Sie zu diesem Wort „Exil“? Betrachten Sie sich selbst als Exilschriftsteller?

Es ist tatsächlich so, dass ich mehr als neunzig Prozent meiner Texte im Exil geschrieben habe. Also ja, ich kann sagen, ich bin ein Exilschriftsteller. Aber Exil ist nicht nur ein Ort für mich, es ist wie eine Perspektive. Man betrachtet die Welt anders, man schreibt anders – zum Beispiel über Themen wie Fremdheit. Das Exil hat Einfluss auf unsere Weltanschauung. Eigentlich ist es so, dass ich als Exilant immer in drei Welten bzw. Orten gelebt habe: der Ort, von wo ich komme, der Ort, an dem ich jetzt lebe und der Ort, zu dem ich weiterreisen möchte. Dieser dritte Ort ist ein imaginärer Ort. Die Reise dorthin endet nie. Es ist ein psy-

chologischer Ort, die Welt der Fantasie. Wenn man meine Werke liest, merkt man: da gibt es diese drei Orte. Fast alle meine Figuren haben kein richtiges Zuhause, sie sind immer in Bewegung, da gibt es keine Endhaltestelle. Ohne das Exil wäre es nicht möglich gewesen, so zu schreiben. Ich betrachte Fremdheit und Exil nicht nur negativ. Wir leben in einer sehr heterogenen Welt und wir müssen diese Heterogenität akzeptieren. Die Welt braucht das Fremde und die Welt braucht Wanderungen und Wanderer. Weil, nur ein Wanderer kann neue Elemente in Orte reinbringen, wo harte, solide Homogenität herrscht. Ohne Fremde kann man die Vielfältigkeit der Welt nicht entdecken.

Sie wurden 1966 in Sulaimaniyya – auch Slemani genannt – geboren, einer Stadt im Nordirak. Erzählen Sie bitte mehr über diesen Ort, an dem Sie auch aufgewachsen sind, und warum Sie ihn verlassen haben.

Sulaimaniyya ist eine relativ junge Stadt, es gibt viele Städte im Orient, die sehr viel älter sind. Damals lebten dort nur Kurden, jetzt ist es eine bunte Stadt geworden, jetzt leben da auch viele Araber, Iraner und Afghanen. Es ist ein Zentrum der kurdischen Kultur und auch eine UNESCO City of Literature – wie Heidelberg. Ich habe da gelebt und studiert.

Bis 1991 hatte Saddam Hussein die Kontrolle über die Stadt. Und dann gab es eine Phase der Freiheit. Ich und ein paar andere junge Leute haben mit großer Leidenschaft angefangen, zu schreiben. Wir haben Zeitschriften gegründet, Seminare und Lesungen organisiert. Zwei, drei Jahre lang haben wir sehr frei gearbeitet und konnten sehr aktiv sein. Wir hatten einen sehr scharfen Ton, haben die Politik und die Gesellschaft mit ihren unflexiblen Strukturen stark kritisiert. Ebenso die Religion. Eine Weile ist alles gut gelaufen, aber 1994 kam es zu einem Bürgerkrieg in Kurdistan. Es gab keine Regeln mehr, keine Gesetze, keinen Schutz. Wir haben von vielen Seiten Drohungen bekommen. Wir sollten schweigen – was unmöglich war – oder sterben. Die einzige Möglichkeit, die uns geblieben ist, war die Flucht.

Nach dieser Flucht sind Sie nur zufällig in Deutschland gelandet. Sie wollten eigentlich nach England. Wie kam es dazu, dass Sie hierherkamen und nicht weitergereist sind?

Der Schlepper entscheidet, wo man landet. Das ist das Problem. Man hat keine Freiheit. Ich wollte nach England, weil mein Englisch damals besser war. Ich habe mein erstes deutsches Wort gehört, als ich 30 Jahre alt war. Das war sehr schwer für mich. Ich wollte weiterreisen, aber es war riskant, weil es das Drittstaatenabkommen gab. Deswegen bin ich hiergeblieben. Aber ich habe es nicht bereut. (lacht)

Es war nicht von Anfang klar, dass Sie Schriftsteller werden wollten. Zunächst fingen Sie an, Geologie zu studieren. Warum haben Sie sich doch fürs Schreiben entschieden?

Zuhause habe ich drei wunderbare Erzähler gehabt: Meine Großmutter war eine tolle Erzählerin; mein Vater hat immer Bücher und Romane gelesen und uns den Inhalt weitererzählt; und auch meine Tante konnte wunderbar erzählen. Ich habe erlebt, wie Geschichten

unsere Wahrnehmung beeinflussen. Als ich älter wurde, habe ich gesehen, wie der Krieg das Land und die Menschen zerstört. Es gab sehr viele und sehr tragische Geschichten, die vergessen wurden und über die niemand mehr sprach. Ich wollte die Vergangenheit nicht einfach so gehen lassen. Als Geologie-Student habe ich gelernt, dass die Wissenschaft die Wahrheit mit sachlichen und objektiven Methoden beschreiben will. Aber die Literatur kann einen weiterbringen. In der Literatur können wir durch Symbole, Fantasie und Abstraktion einen besseren Blick gewinnen. Die Literatur macht die Fassaden der Realität transparenter. Deswegen habe ich die Literatur ausgewählt.

Sie sprechen mehrere Sprachen, neben Kurdisch auch Arabisch und Persisch. Was bedeutet es für Sie, auf Kurdisch zu schreiben?

Die Kurden waren lange Zeit unterdrückt und

ihre Sprache war verboten. Das hatte Auswirkungen. Im Kurdischen ist die Lyrik dominant, historische Ereignisse wurden in Form von Balladen und Gedichten überliefert. Prosatexte gab es so gut wie keine. Wir waren die erste Generation, die versucht hat, die Sprache in dieser Richtung zu entwickeln. Das Kurdische war sehr wild und unentdeckt. Und es war eine einzigartige Erfahrung, mit so einer Sprache zu arbeiten und zu experimentieren. Die Kurden haben außerdem einen tragischen Blick. Die lange Unterdrückung und die Vernichtungsversuche haben dazu geführt, dass die Welt für uns zu einem gefährlichen Ort wurde. Und das merkt man meiner Literatur an. Die iranische und die irakische Armee haben so gut bewaffnet gegen uns Kurden gekämpft, dass unser Kampf ohne Hoffnung war. Und es bis heute ist. Wir kämpfen, ohne eine richtige Hoffnung zu haben, dass wir diesen Kampf gewinnen können. Weil die anderen Mächte zu stark sind.

Ihr erster Roman, der auf Deutsch veröffentlicht wurde, ist „Der letzte Granatapfel“. Sie haben ihn 2002 geschrieben, aber auf Deutsch lag er erst 2016 vor. Warum hat es so lange gedauert, bis er übersetzt wurde?

Es gab einfach keine professionellen Übersetzer. Es gibt noch immer wenig professionelle Übersetzer. Man braucht dafür auch ein gewisses Selbstbewusstsein. Man hat uns immer als ein niedriges Volk betrachtet und uns als Bürger zweiter oder dritter Klasse behandelt. Man hat geglaubt, Kurden können keine Texte schreiben, die für andere interessant sein können. Nach so langer Unterdrückung braucht es Selbstbewusstsein, um zu sagen: Wir haben Texte, die es verdienen, übersetzt zu werden.

In „Der letzte Granatapfel“ geht es um einen Mann namens Muzafar, der mit dem Boot in den Westen fliehen will, in Gefangenschaft gerät und nach vielen Jahren wieder in seine Heimat zurückkehrt. Die Kritiker waren begeistert. „Ein Paukenschlag“ stand

in der Süddeutschen Zeitung und in der Frankfurter Allgemeinen hieß es, Sie seien „ein mit allen Wassern gewaschener Erzähler“. Es ist die Rede vom orientalischen magischen Realismus. Ist das die richtige Beschreibung für Sie?

Ja. Meinen ersten Roman habe ich unter starkem Einfluss von Gabriel García Márquez geschrieben. Ich versuche, das Ungewöhnliche nicht vom Gewöhnlichen, das Abnormale nicht vom Normalen oder die Fantasie nicht von der Realität zu trennen. Fantasie soll immer im Dienst der Realität stehen. Ich glaube, jede Geschichte hat mehrere Eingänge und Ausgänge und ich versuche, all diese Potenziale zu nutzen. Am Ende ist mein Ziel eine bessere und klarere Darstellung der Welt. Und ich brauche viele surrealistische, poetische und mythologische Elemente, um das zu erreichen.

Ein wiederkehrendes Motiv in Ihren Büchern ist das Gefängnis. Beispielsweise auch in dem Roman „Mein Onkel, den der Wind mitnahm“. Dieser Onkel wird in der Gefangenschaft so dünn, dass der Wind ihn

wegweht. Er kommt immer wieder zu Boden, verliert aber immer wieder sein Gedächtnis. An jedem Ort, wo ihn der Wind hinweht, rutscht er in eine neue Rolle. Er verliert seine Persönlichkeit und seine Geschichte. Das klingt nach einer Parabel. Wofür?

Dafür, dass wir eine Generation ohne Gedächtnis sind. Und Spielzeug im Griff der Geschichte. Das Buch war sehr beliebt in meiner Heimat. Die Katastrophen kommen dort so schnell, dass man keine Zeit hat, über die Zukunft zu reden oder über die Vergangenheit nachzudenken. Man wartet auf die nächste Katastrophe und dafür braucht man kein Gedächtnis. Die Welt wird immer absurder, die Politik wird immer absurder. Extrem Reiche leben neben extrem Armen, Gebildete neben Ungebildeten, Menschen kämpfen für Freiheit und produzieren Diktatoren. Für mich ist es sehr schwer, von einer solchen Welt rational und logisch zu erzählen.

Für Ihr letztes Buch haben Sie dennoch eine andere Form gewählt, nämlich die eines Essay-Bands mit dem Titel „Das Lächeln des Diktators“. Die Texte sind politisch und teilweise autobiographisch. Wieso haben Sie sich für die Form entschieden?

Ich habe immer zwei Ziele gehabt. Zum einen wollte ich die westliche Philosophie verstehen und die Essays waren für mich ein Instrument, Informationen einzuordnen. Und mein zweites Ziel war, die orientalische Mentalität und die orientalische Geschichte neu zu interpretieren und verstehen. Ich denke, wir haben uns im Orient zu wenig auf unsere Geschichte konzentriert. Mir geht es vor allem um den Faschismus, der sich seit Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in der arabischen Welt ausgebreitet hat. Man benutzt alle möglichen Masken, um diese Wahrheit zu verstecken, und ich will diese Wahrheit darstellen.

Sie haben gesagt, Sie möchten die Philosophie des Westens verstehen. Mit der Unterscheidung in westliche und östliche Denktraditionen kann man sich heutzutage leicht aufs Glatteis begeben. Die Angst ist groß, andere Gruppen zu verletzen oder des kolonialistischen Denkens bezichtigt zu werden. Wie stehen Sie dazu?

Wenn wir über Orient und Okzident reden, müssen wir erst mal einen Unterschied machen zwischen Menschen und System. Die Menschen sind sich sehr ähnlich. Ein Vater in Köln und ein Vater in Sulaimaniyya haben ähnliche Sorgen. Manchmal denke ich, wir benutzen die Identität als Maske, um unsere Ähnlichkeit zu verstecken. Aber das System ist sehr unterschiedlich. Das westliche System basiert auf Rationalität und Ordnung und das orientalische System auf Irrationalität und Chaos. Die Gewalt hier im Westen ist symbolisch und indirekt, die Gewalt im Osten ist direkt und sehr präsent. Man könnte stundenlang über diese Unterschiede reden. Die Sprache der Rechtsextremisten hier und die der Salafisten dort ist dagegen sehr ähnlich. Man muss nur ein paar Wörter tauschen und es gibt kaum einen Unter-

schied: Der Westen hat uns erobert, er hat unsere Werte zerstört, wir wollen uns von der westlichen Welt entfernen. Und die Rechtsextremisten hier sagen das gleiche andersherum. Die Extremisten und die Faschisten in der Welt sind sich sehr ähnlich. Ein russischer Autor hat gesagt: Die Zivilisationen kommen und gehen, aber die Idioten und Barbaren bleiben. Das ist eine tragische Wahrheit.

Am Anfang unseres Gesprächs haben Sie von den drei Welten geredet, die Sie prägen: Die eine ist die Welt, aus der Sie kommen, die andere, die, in der Sie gerade leben. Und die dritte ist die Poesie. Ist die Welt der Poesie für Sie auch ein Ort der Hoffnung oder eine Art Heimat?

Ich bin kein Mensch, der nur in einer Kultur leben kann. Ich muss mich immer zwischen verschiedenen Welten bewegen. Ich bin kein Mensch, der nach einer festen Identität sucht. Ich brauche das nicht, ich will mich immer wieder neu definieren und dieser imaginäre Ort hilft mir, mich immer wieder zu verändern und mich immer wieder zu erfinden.

Nur eine Rose als Stütze – so hat Hilde Domin ihr Dasein als Schriftstellerin im Exil beschrieben. Sie erhalten den nach ihr benannten Preis für Literatur im Exil. Was bedeutet er für sie?

Es ist eine sehr große Ehre für mich. Hilde Domin war eine große Dichterin. Und ich bin stolz, zu den Autoren zu gehören, die diesen Preis bisher bekommen haben. Das hat mich sehr, sehr glücklich gemacht. Der Preis kam zu einem Zeitpunkt, in dem ich sehr enttäuscht und fast hoffnungslos war. Und das hat mir Hoffnung gegeben. Ich bedanke mich bei denen, die mich ausgewählt haben. Ohne Poesie kann ich die dunkle Seite nicht erleuchten. Die Realität ist so vielschichtig und die einfache Sprache kann mich nicht dahin bringen, wo ich hin will. Nur die Poesie kann mir die richtige Richtung zeigen.

Martina Senghas ist Journalistin und Mitarbeiterin im Team SWR-Studio Mannheim/Ludwigshafen.

Auszug aus

DER LETZTE GRANATAPFEL

Einundzwanzig Jahre lang hatte ich dem Sand zugehört. Mein Gefängnis befand sich am Ende der Welt. Eine kleine Zelle mitten im Sandmeer, umringt von Himmel und Wüste. Einundzwanzig Jahre lang zählte ich zu den gefährlichsten Gefangenen der Nation. Abgeschnürt von der Welt, am fernen Ende des Landes, an einem Ort, wo sogar Gott die Menschen vergisst, wo das Leben endet und das Sterben beginnt, in einer Gegend in den Farben eines unbewohnten Planeten. Dort hatten sie mich versteckt. Während dieser einundzwanzig Jahre lernte ich, mit dem Sand zu sprechen. Wundert euch nicht, wenn ich sage, dass die Wüste voller Stimmen steckt. Der Mensch wird sie nie ganz verstehen können, aber nach und nach entzifferte ich die Hieroglyphen ihrer unterschiedlichen Stimmen. Wenn du so viele Jahre in einem Zimmer mitten in einer Wüste leben musst, lernst du,

wie du dein Leben füllst, wie du dir Aufgaben schaffst. Vor allem musst du vermeiden, an die Zeit zu denken. Sobald du in der Lage bist, nicht an das Verrinnen der Zeit zu denken, schaffst du es auch, den Ort zu vergessen. Was einen Gefangenen umbringt, ist das andauernde Denken an die Zeit und an andere Orte.

Bis zum siebenten Jahr meiner Gefangenschaft hatte ich Tag für Tag die Stunden gezählt. Anfangs zählst du ganz genau, Sekunde für Sekunde, aber eines Tages wachst du auf und siehst, dass sich alles verwirrt hat. Du weißt nicht mehr, ob du dich seit einem Jahr oder einem Jahrhundert an diesem Ort befindest. Du weißt nicht mehr, wie die Welt da draußen aussieht. Am meisten Angst macht das Wissen, dass jemand auf dich wartet. Erst wenn du dir gewiss bist, dass niemand mehr auf dich wartet und dass dich die Welt vergessen hat, beginnst du, an dich selbst zu denken.

Nach einundzwanzig Jahren in der Wüste ist der Sand das Einzige, woran du denken kannst. Es gibt Nächte, in denen ruft die Wüste deinen Namen. Schwierig daran ist, dass du nicht weißt, was antworten. Ich sah die Geister der Wüste, die Gestalten aus Sand, die der Wind wach-

sen ließ und die der Wind wieder zerstreute. Es dauert lange, bis man lernt, mit dem Sand zu sprechen. In einundzwanzig Jahren erkennt man das Geheimnis der Gespräche mit dem Sand. Die Kunst ist, nie eine Antwort zu erwarten, nur selbst zu sprechen und dem Echo zu lauschen. Einem Echo, das wie Erdreich vom Wüstenboden geschluckt und von tausend anderen Echos erdrückt wird.

Auszug aus

DIE STADT DER WEISSEN MUSIKER

Gegen Abend erschienen die ersten Flugzeuge des Regimes. Zuerst feuerten sie Raketen in die nordöstlichen Gassen, dort sollte die Panzer Einheit der Nationalgarde eindringen. Aus der Ferne hörte man Explosionen von Artillerie und Maschinengewehren. Den ganzen Tag schlugen, man wusste nicht, woher, die Kugeln eines Scharfschützen ein. Andere ballerten grundlos herum. Viele Frauen und Kinder waren dabei, die Stadt zu verlassen ... Alles war verwirrend und sinnlos und schwamm in einem riesigen Nebel.

„Ah, Dalia, flieh, sie kommen. Von allen Seiten kehren sie mit ihren Panzern zurück, die Mörder mit ihren Stahlhelmen und blutigen Dolchen. Dalia, Frau meiner Träume, flieh, ich weiß nicht, wo ich meine Waffe verloren habe. Gib mir

deine Hand, wir fliehen. Sie werden Gasse um Gasse bombardieren, die Minarette, den heiligen Hof. Dalia, Napalmbomben werden explodieren, Menschen werden neben uns sterben, Kinder werden vor unseren Augen ihr Leben lassen. Ah, Dalia, meine hoffnungslose Liebe, die mir immer nah ist und gleichzeitig fern wie ein Stern. Spring, spring so, dass du selbst deine kleinen Engel verblüffst. Wir springen über Frauen und Kinder, über die Leichen derer, denen ich letzte Nacht die Ketten zerschlagen habe, als hätte sich die Wut aller Schmiede der Welt in meiner Hand gesammelt. Flieh! Schau nicht auf die, die ich letzte Nacht befreit habe und die heute brennend aus den Moscheen rennen. Hab ich sie umgebracht? Schau nicht auf die stürzenden Minarette, nicht auf Gott, der hier beschossen wird, schau nicht auf die Kinder. Die Panzer nähern sich, wir stehen vor ihren Rohren, ich muss dich hinter mir herziehen. Ich darf nicht zulassen, dass du die verbrannten Gewänder der schiitischen Frauen berührst. Achte nicht auf die, die neben uns fallen. Es gibt nichts Gefährlicheres als

den Blick eines Toten. Weshalb ist es unser Schicksal, uns unter die Toten zu mischen? Eine Nacht ohne Musik. Das hast du gesagt: Dschaladat, eine Nacht ohne Musik. Flieh über die Leichen der jungen Menschen, die die Kommandos des Regimes exekutiert haben. Da lang, Dalia. Es ist nicht wichtig, wohin wir geraten. Jeder Weg wird uns in den Tod oder zur Weißen Orange führen. Hör die jähe Stille, die Pausen zwischen den Explosionen. Hörst du die Töne dieses gigantischen Pianos? Hör, Dalia, hör doch. Nein, es ist kein Musiker, der weint. Er ruft uns. Er folgt unseren Schritten und verwandelt sie in Musik.

Flieh, Dalia. Merkst du nicht, dass die Sterne vom Himmel fallen? Lass nicht zu, dass die Toten dich anfassen. In solchen Nächten muss man über die Toten hinwegspringen. Die Bomben explodieren in Zeitlupe, die Splitter glitzern in der Nacht, sie hängen über uns, wir können unter ihnen wegrennen.

Wir werden durchkommen. Feuer, verwandle dich in Kälte. Über uns fliegen die Toten, aber wir entkommen im Rauch. Die Straße führt uns. Ein Wehen aus dem Abgrund führt uns ... Dalia, breite deine Arme aus wie Jesus Christus am Kreuz, flieh und breite deine Arme aus wie der Messias. Wirf den Schleier fort, Gott liebt keine Verschleierte. Lass dich vom Rauch nicht töten. Lauf jetzt langsamer. Die Panzer werden uns nicht mehr einholen. Die Bomben müssen warten, Feuer und Kugeln müssen warten. Flieh, Dalia, flieh.“

Auszug aus

MEIN ONKEL, DEN DER WIND MITNAHM

Als Djamschid 1979 verhaftet wurde, war er siebzehn. Die Baath-Partei hatte sofort nach Machtübernahme des neu ernannten Präsidenten damit begonnen, die Kommunisten, soeben noch ihre Hauptverbündeten, zu jagen, zu verhaften und zu foltern.

Keiner in unserer Sippe wollte damals wahrhaben, dass Djamschid Kommunist geworden war, Kommunisten hatte es bei uns noch nie gegeben. Man erzählt, er habe heldenmütig die Folterungen ertragen und sich nicht brechen lassen. Sein eisernes Schweigen zwang die Schergen, immer neue Folterkünste für ihn zu ersinnen. Immer präziser, immer grausamer wurden die Methoden, ihm Schmerz zuzufügen. Als alles ohne Erfolg blieb, wurde er von einem Kerker zum nächsten weitergereicht.

Dass seine Kräfte schwanden und er bald nur noch ein Schatten seiner selbst war, mag sehr wohl auf die Misshandlung und den Hunger in den Gefängnissen zurückzuführen sein. Einige seiner Mithäftlinge berichteten von einem plötzlich einsetzenden, drastischen Gewichtsverlust. Ich erinnere mich nur undeutlich, wie er vor seiner Verhaftung aussah. Die wenigen Fotos des Fünfzehn- und Sechzehnjährigen zeigen einen pummeligen, pausbäckigen Jungen. Sein Lächeln zeugt von einer gesunden und unbeschwertem Kindheit. Einige, die ihn schon zu dieser Zeit kannten, neigen zur Ansicht, dass ihn nicht der Freiheitsdrang oder der Glaube an soziale Gerechtigkeit dazu bewegte, Kommunist zu werden, sondern eher die Sehnsucht nach einer Gesellschaft, in der es freie Liebe gibt, in der das Verhältnis zwischen Männern und Frauen nicht tabuisiert und streng kontrolliert wird. Wie dem auch sei, im Gefängnis schwanden Djamschids Kräfte, und er verlor dramatisch an Gewicht. Die Baathisten, für die ein Menschenleben keinen Pfifferling wert ist, ließen sich davon nicht beeindrucken. Sie sahen darin

vielmehr einen Erfolgsbeweis der ausgeklügelten Methoden, mit denen sie, unterstützt von ausländischen Spezialisten, ihr Folterprogramm perfektioniert hatten.

Niemand weiß genau, an welchem Tag der Wind Djamschid zum ersten Mal verwehte. Fest steht aber, dass sein erster Flug in einem Sondergefängnis in Kirkuk begann. In einer kalten Winternacht holte ihn ein Wärter aus der Zelle, um ihn den Ermittlern vorzuführen. Er wusste: Bei jedem dieser Verhöre, mit den üblichen Prügeln und Quälereien, konnte sein letztes Stündchen schlagen. Um zum Folterraum zu gelangen, musste er einen großen Hof überqueren. Auf diesem Weg nun geschah, woran er sich auch später noch glasklar erinnerte und wovon er gern in leuchtenden Farben erzählte. Er war in Begleitung des arabischen Sicherheitsbeamten. Ein hochrangiger Offizier, der in einem langen Militärmantel am anderen Ende des Hofes vor einer Tür stand, verlangte den großen Schlüsselbund, den der Wärter bei sich trug. Der Offizier befahl ihm, herüberzukommen und ihm die Tür aufzusperren. Der

Wärter, nach Djamschids Beschreibung ein Typ mit Locken und Aknenarben, befahl: „Bleib stehen, ich bin gleich zurück!“ Djamschid gehorchte.

Keiner weiß, was dann passierte, aber offensichtlich erhob sich unerwartet ein starker Wind, der Djamschid Khan zum ersten Mal vom Boden hob. Er erinnerte sich genau: Ein Schwindelgefühl und eine unsagbare Angst befielen ihn. Wie ein trockener Grashalm kam er sich vor, federleicht vom Wind entführt und emporgerissen, hoch über die Gefängnismauern hinaus. Unter sich sah er die Dächer des Sicherheitszentrums Nord, der Wind wirbelte ihn herum, drehte den frei Schwebenden auf den Bauch, sodass die Arme herabbaukelten, und spielte mit ihm wie mit einem abgebrochenen Ast. Starke Kopfschmerzen befielen ihn, er konnte sich das alles nicht erklären und hatte keinerlei Vorstellung davon, was als Nächstes passieren würde. Er hörte, dass vom Boden aus Schüsse abgegeben wurden, und drückte die Augen fest zu. Die Angst, abzustürzen, ließ ihn am ganzen Leibe zittern. Aber der Wind trug ihn weiter und weiter. Von oben sah er die ganze Stadt, die Lichter der Straßenbeleuchtung, die Scheinwerfer der Autos auf den breiten und langen Straßen, aber seine Angst erlaubte es ihm nicht, den Anblick zu genießen. Ein heftiger Windstoß torpedierte ihn in die Weiten des Himmels, und er verlor die Besinnung.

*ausgewählt von Cornelia Zetzsche



Bachtyar Ali wurde 1966 in Sulaimaniyya (Nordirak) geboren. 1983 geriet er durch sein Engagement für die Studentenproteste in Konflikt mit der Diktatur Saddam Husseins. Er brach sein Geologiestudium ab, um sich der Poesie zu widmen. Sein erster Gedichtband „Gunah w Karnaval“ (Sünde und Karneval) erschien 1992. Nach dem Aufstand von 1991 und der damit verbundenen teilweisen Autonomie intensivierte Ali seine eigene schriftstellerische Tätigkeit und widmete sich gleichzeitig der philosophischen Zeitschrift „Azadi“ (Freiheit). Sein umfangreiches Werk umfasst Romane, Gedichte und Essays. Auf Deutsch sind bis dato erschienen „Die Stadt der weißen Musiker“ (2014), „Der letzte Granatapfel“ (2017), „Perwanas Abend“ (2019), „Mein Onkel, den der Wind mitnahm“ (2021) sowie der Essayband „Das Lächeln des Diktators“ (2022). In Kurdistan gewann Bachtyar Ali großes Ansehen durch seine unparteiische Haltung und seine offene Kritik an den politischen und sozialen Verhältnissen in seiner Heimat. 2005 kürte das Bildungsministerium des autonomen irakischen Kurdistan den Roman „Die Stadt der weißen Musiker“ zum besten Buch des Jahres. 2009 erhielt er als erster Schriftsteller den HARDI-Literaturpreis, der zum größten Kulturfestival im kurdischen Teil des Irak gehört. 2014 wurde er mit dem neu eingerichteten Sherko Bekas-Literaturpreis ausgezeichnet. Bachtyar Ali lebt seit Mitte der Neunzigerjahre in Deutschland. 2017 wurde er mit dem Nelly-Sachs-Preis ausgezeichnet.



Stefan Weidner, geb. 1967 in Köln, arbeitet im Grenzbereich zwischen Literatur, Philosophie und politischem Denken als Essayist, Erzähler, Übersetzer und Kulturjournalist. Seine Schwerpunkte sind die Welten des Islams und der literarische Kosmopolitismus. Als Übersetzer hat er sich vor allem mit arabischer Poesie beschäftigt und unter anderem Adonis, Mahmud Darwish und Ibn Arabi ins Deutsche übertragen. Unlängst hat er die erste Anthologie vorislamischer Lyrik auf Deutsch seit 150 Jahren herausgegeben: „Mu’allaqāt für Millennials“ (König Abdulaziz-Zentrum für Weltkultur, 2023). Zuletzt erschienen seine Bücher „Ground Zero. 9/11 und die Geburt der Gegenwart“ (Carl Hanser Verlag 2021), „1001 Buch. Die Literaturen des Orients“ (Edition Converso 2019) sowie „Jenseits des Westens. Für ein neues kosmopolitisches Denken“ (Carl Hanser Verlag 2018). 2006 wurde er mit dem Clemens-Brentano-Preis der Stadt Heidelberg, 2007 mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, 2014 mit dem Paul Scheerbart-Preis für Übersetzung der Ledig-Rowohlt Stiftung und 2018 mit dem Sheikh-Hamad-Preis (Qatar) ausgezeichnet. Als Gastdozent hat Stefan Weidner an der FU Berlin sowie an den Universitäten in Bonn, Köln und Münster unterrichtet. Er ist Mitglied des PEN Berlin und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung.

1992

Hilde Domin zog es Anfang der 30er Jahre nach Heidelberg, wo sie Rechtswissenschaft, Politikwissenschaft und Philosophie studierte, bevor sie 1932 gemeinsam mit ihrem späteren Mann Erwin Walter Palm nach Rom ging. Nach der Machergreifung der Nationalsozialisten wurde Italien zu ihrem Exil. Nachdem sie 1935 an der Universität Florenz promoviert hatte, ging sie zunächst als Sprachlehrerin nach England und von da aus in die Dominikanische Republik, wo ihr Mann eine Professur erhielt. Dort arbeitete

sie als Übersetzerin, Architekturfotografin und Dozentin für Deutsch an der Universität Santo Domingo. 1951 wandte sie sich der Lyrik zu und brachte 1959, als sie wieder in Deutschland war, ihren ersten Gedichtband heraus. 1960 bis zu ihrem Tod im Februar 2006 lebte Hilde Domin wieder in Heidelberg. Ihr zu Ehren hat der Gemeinderat 1992 den Preis Literatur im Exil ins Leben gerufen, der nach ihrem Tod in Hilde-Domin-Preis für Literatur im Exil umbenannt wurde.

1996

Said wurde 1947 in Teheran geboren und ging 1965 zum Studium nach München. Sein literarisches Interesse verband er mit einem politisch demokratischen Engagement. Erst nach dem Sturz des Schahs betrat Said wieder persischen Boden, musste aber auch vor dem Regime der Mullahs fliehen. Said schrieb Gedichte und Texte, die die besten Traditionen persischer und deutscher Dichtung miteinander verbinden. Er ist am 15. Mai 2021 in München verstorben.

1998

Boris Chasanow studierte Altphilologie in Moskau, bis er 1949 vom Geheimdienst wegen „antisowjetischer Propaganda“ verhaftet wurde. 1955 aus der Zwangsarbeit entlassen, studierte er Medizin, arbeitete als Arzt, Autor und Übersetzer. Er veröffentlichte Werke deutscher Theologen wie Bonhoeffer in der Untergrundpresse, was zu neuerlichen Verfolgungen führte. 1982 emigrierte er nach Deutschland. Er erhielt den Preis zusammen mit seiner Übersetzerin Annelore Nitschke. Er ist am 11. Januar 2022 in München verstorben.

2001

Stevan Tontic gilt als einer der bedeutendsten Lyriker des ehemaligen Jugoslawien. Er wurde 1946 in Sanski Most in Bosnien geboren, studierte Soziologie und Philosophie und arbeitete als leitender Verlagslektor in Sarajevo. Er veröffentlichte Lyrik, Romane, Essays und Übersetzungen deutscher Literatur. Er lebte acht Jahre im Berliner Exil, bevor er 2001 nach Sarajevo zurückkehren konnte. Am 12. Februar 2022 ist Stevan Tontic in Novi Sad verstorben.

2005

Hamid Skif wurde 1951 in Oran, Algerien, geboren. Er arbeitete als Dichter und Journalist und geriet durch sein Engagement für die Menschenrechte mit der Regierung in Konflikt. Nachdem er die Wochenzeitung *Perspectives* und mit anderen Journalisten den Algerischen Journalistenverband gegründet hatte, wurden er und seine Familie bedroht. Als durch eine Verwechslung sein gleichnamiger Cousin getötet wurde, floh Skif mit seiner Familie 1997 nach Deutschland. Hamid Skif verstarb kurz vor seinem 60. Geburtstag am 18. März 2011 in Hamburg, wo er die längste Zeit während seines deutschen Exils gelebt hat.

2007

Sherko Fatah wurde 1964 in Ost-Berlin als Sohn eines irakischen Kurden geboren, wuchs in der DDR auf und kam als 11-jähriger 1975 über Wien nach Westdeutschland, wo er mit seiner Familie lebte. Sein Studium der Philosophie und Kunstgeschichte schloss er mit einer Arbeit zur philosophischen Hermeneutik ab. Für seinen Debütroman wurde er mit dem Aspekte-Literaturpreis und dem Deutschen Kritikerpreis ausgezeichnet. Aufgewachsen in zwei Kulturen, hat er das Exil zum literarischen Thema gemacht.

2010

Oleg Jurjew wurde 1959 in Leningrad, Russland, geboren und wuchs in der Sowjetunion auf. Als Jude blieb ihm sein Wunschstudium der Literatur verschlossen. Er bildete sich autodidaktisch zum Schriftsteller weiter und konnte freiberuflich davon leben. Da er kein Mitglied im staatlichen Schriftstellerverband war, bewegte er sich als Schriftsteller in der Sowjetunion am Rande der Illegalität. Um diesen Einschränkungen zu entgehen, emigrierte er 1991 mit seiner Familie nach Deutschland. Am 5. Juli 2018 ist er in Frankfurt am Main verstorben.

2013

Abbas Khider wuchs in Bagdad auf und wurde dort bereits mit 19 Jahren aus angeblich „politischen Gründen“ verhaftet und gefoltert. Nach einer zweijährigen Gefängnisstrafe floh er 1996 aus Angst vor einer erneuten Verhaftung aus dem Irak und reiste vier Jahre lang als illegaler Flüchtling durch verschiedene arabische und europäische Länder. Er schlug sich als Teppichträger, Arabischlehrer, Müllsortierer und Putzkraft durch und schrieb fast täglich Gedichte. Seit 2000 lebt er in Deutschland, machte Abitur und studierte Literatur und Philosophie in München und Potsdam.

2016

Edgar Hilsenrath kam 1926 als Sohn eines Kaufmanns in Leipzig zur Welt und musste 1938 mit der Mutter aus Halle, wo er seine Jugend verbrachte, zu den Großeltern nach Rumänien in die Bukowina fliehen. 1941 wurde er in ein jüdisches Ghetto in der Ukraine deportiert. Hilsenrath überlebte, kehrte in die Bukowina zurück und wanderte 1945 nach Palästina aus. 1947 fand er mit der Familie in Lyon zusammen und ging 1951 nach New York. Dort entstanden große Teile seiner Romane „Nacht“ sowie „Der Nazi & der Friseur“. 1975 kehrte er wegen der deutschen Sprache nach Deutschland zurück. Am 30. Dezember 2018 ist er verstorben.

2019

Natascha Wodin kam 1945 als Kind sowjetischer Zwangsarbeiter in Fürth (Bayern) zur Welt, wuchs zuerst auf in einem Lager für Displaced Persons, dann, nach dem frühen Tod der Mutter, in einem katholischen Mädchenheim. Anfang der siebziger Jahre absolvierte sie eine Ausbildung als Dolmetscherin, begann jedoch bald danach Literatur aus dem Russischen zu übersetzen. 1980 beschloss sie, fortan als freie Schriftstellerin zu leben. Seit 1994 ist sie beheimatet in Berlin und Mecklenburg. In ihren Büchern setzt sie sich – entlang der verheerenden Geschichtsumbrüche des 20. Jahrhunderts – mit den Themen von Entwurzelung, Fremdheit und Ortlosigkeit auseinander. Für ihre Werke, die in mehrere Sprachen übersetzt sind, erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen.

Weitere Informationen über die Autorinnen und Autoren:
www.heidelberg.de/kulturamt

Herausgeber

Stadt Heidelberg, Kulturamt

Redaktion

Claudia Kramatschek, Stefan Kaumkötter

Layout und Satz

Stadt Heidelberg, Referat des Oberbürgermeisters

Druckerei

ABT Print und Medien GmbH

Bildnachweis

Oberbürgermeister Eckart Würzner: © Julian Beekmann (Seite 6)

Bachtyar Ali: © Hama Karim Khasraw (Seite 20)

Stefan Weidner: © privat (Seite 21)

Textnachweis

Bachtyar Ali, Auszüge aus *Der letzte Granatapfel, Die Stadt der weißen Musiker und Mein Onkel, den der Wind mitnahm* mit freundlicher Genehmigung des Unionsverlags

Weitere Informationen

www.heidelberg.de/kulturamt

